

CAROLIN OTTO
Berchtesgaden

Carolin Otto

Berchtesgaden

ROMAN

Lübbe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion.
Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und
verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere
Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit
den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Originalausgabe

Copyright © 2025 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und
Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Dr. Arno Hoven, Düsseldorf
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de unter Verwendung von Motiven von
© www.buerosued.de | © mauritius images / United Archives

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0058-4

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Für die Überlebenden

1

What is past is prologue.

William Shakespeare

Es stand kein Auto vor dem dreistöckigen Haus mit der dunklen Holzfassade. Nichts deutete auf die Anwesenheit von Menschen hin. Alles war still bis auf die Vögel und den Wind. In der Nacht hatte es noch einmal bis ins Tal hinunter geschneit, ein leichter weißer Belag überzog Landschaft und Dinge, und nur die Fährte eines kleinen Tieres kreuzte die unberührt schimmernde Fläche. Dort, wo die Sonne darauf schien, schmolz der Schnee schnell zu einer dünnen glasigen Schicht zusammen. Erste Narzissen leuchteten in einem sorgfältig bepflanzten Kübel vor dem Haus, eine Schneeschaufel und ein Besen lehnten neben der Haustür. Ein Blecheimer mit Abfällen, jetzt verschneit, war auf dem Vorplatz vergessen worden.

Die beiden jungen Frauen näherten sich dem Haus. An der Hauswand, geschützt vor dem Wetter, stand ein hölzerner Hasenstall aus sechs Einzelkäfigen. Über jeder Käfigtür war in Kinderschrift der Name des Insassen gemalt: Flecki, Bomber und Murkel waren zu Hause – wenn man der Beschriftung glauben durfte –, die anderen drei waren nicht mehr da. In die Freiheit entlassen oder aufgeessen.

Sophie steckte den Zeigefinger durch Bombers Maschendrahttür. Neugierig kam er herangehoppelt und knibbelte daran. Sophie musste lächeln: Bomber war ein großer, fatter Hase mit hängenden Ohren. Flecki und Murkel platzierten sich ebenfalls unruhig an ihren Käfigtüren. Magda trat zu Sophie, ratterte mit dem Finger über die Gitter und erschreckte die Tiere.

»Sie haben Hunger«, sagte Sophie.

»Pech«, erwiderte Magda.

Dann gingen sie zum Eingang. Die Tür war nicht verschlossen, sie traten ein.

Das Haus wirkte, als sei es bis eben noch bewohnt gewesen. Vielleicht hatte es die Familie, natürlich ohne Vater, gerade erst durch die Hintertür verlassen. Wie bei einer Theateraufführung: Auftritt, Abgang – nächster Akt. Aber Sophie war sicher, dass die Familie in den beiden Limousinen gewesen war, die das Sperrgebiet durch das Tor verlassen hatten. Vorgestern schon, noch vor dem Bombardement. Sophie und Magda hatten die Wagen wegfahren sehen. Sie waren bei Sophies Großeltern gewesen, die am Weg auf den Berg hinauf ihren Hof hatten. Sie hatten die Straße zum Obersalzberg von der Stube aus gut im Blick, und der Opa kannte all die Bonzenautos.

»Und fort is' des G'schwerl!«, hatte er kommentiert.

Unheimlich war es trotzdem. Man konnte nie wissen.

Es war still im Haus. Einen Moment blieben die beiden im großzügigen Eingangsbereich stehen, atmeten flach und leise. Sophies Augen wanderten über die gediegen bürgerliche Einrichtung und das große Ölgemälde, auf das der Blick fiel, wenn man eintrat. Ein Landschaftsbild. Es war geschmackvoll und angenehm. Eine Flusslandschaft mit bewaldeten Felsen und Bäumen. Fischerboote. Ein blauer Himmel mit drohenden Wolken am Horizont.

»Hallo! Hallo, ist da wer?«, rief Magda plötzlich laut, und Sophie zuckte zusammen.

»Was soll das?«

»Jetzt hätten wir noch eine Entschuldigung«, sagte Magda, und beide lauschten in die Stille.

»Keiner da«, stellte Sophie fest, nachdem ein paar Augenblicke vergangen waren.

Als Erstes gingen sie in die Küche. Das war klar und einfach, ein profaner Raum in logischer Verkettung: Küche – Frau – kein verbotenes Heiligtum. Die Küche war sauber aufgeräumt. Auf dem Tisch lagen drei Zitronen in einer Schale.

»Sind die gelb!«, sagte Sophie.

»Wie aus einem Gemälde«, fand Magda, die mal in Königsberg in einem Museum gewesen war. Echte Zitronen hatten sie in der letzten Zeit selten gesehen.

Die Sonne schien durch die Scheiben. Sophie öffnete ein paar Schränke. Eine Menge zusammengewürfeltes Geschirr. Eine gut gefüllte Speisekammer. Honiggläser, Senf, Reis, Graupen. Eine geräucherte Wurst. Sophie nahm die Wurst und hielt sie Magda hin.

»Willst du?«

Magda nickte.

Sophie zog verschiedene Schubladen auf, bis sie ein Messer fand. Sie legte die Wurst auf die Anrichte und schnitt sie in der Mitte durch. Es roch gut. Eine Hälfte reichte sie Magda. Sie bissen gleichzeitig in ihre Wursthälften und kauten stumm. Die Wurst war köstlich. Nachdem Sophie das erste Stück verschlungen hatte, behielt sie das zweite so lange wie möglich im Mund, um jede Feinheit zu schmecken: Majoran. Speck. Pfeffer. Nur nichts verpassen. Mit der Wurst in der Hand gingen sie weiter.

Von der Küche aus kamen sie direkt in den ineinander übergehenden Ess- und Wohnbereich. Teppiche, Gemälde, ein großer Tisch. *An dem können locker zwölf Personen Platz haben*, dachte Sophie. Die Familie war ohnehin schon groß, ein Tisch für zwölf könnte mit Gästen knapp werden. Vielleicht war der Tisch ausziehbar? Wobei die Kinder sicher nicht dabei waren, wenn die Eltern Gäste empfangen. Wichtige Gäste. Womöglich auch mal den Führer. Allerdings wusste man, dass der Führer immer lieber ins Atelier des Architekten gekommen war, das direkt unterhalb des Hauses lag. Aber der Essraum war in jedem Fall vornehm genug eingerichtet, um jede Berühmtheit zu empfangen. Eine Holztäfelung aus Nussholz, schätzte Sophie mit geübtem Auge, dazu gepolsterte Stühle mit einem passenden Tisch, vermutlich Kirschholz, darauf eine schimmernde helle Tischdecke mit blauer Be-

stickung am Rand. So, wie es eben aussah, wenn sich Städter des alpinen Stils bemächtigten und ihn eleganter machten, als er war. Mit Ausnahme von ein paar Einzelstücken, die dem Ganzen wieder den urigen Charme verleihen sollten.

Ein großer Durchbruch führte in den Wohnraum. Gutbürgerliches Ambiente im Dreißigerjahrestil: Sessel und Sofas mit hellem Samtbezug und floralen, eingewebten Rankenmustern. Ein fein gemaserner Schrank mit Wurzelholzfurnier, dessen Beine, wie die des in der Zimmermitte stehenden Tisches, in nachempfundenen Löwentatzen endeten. Ein etwas plumper, mehrarmiger Leuchter an der Decke, dazu Stehlampen mit hellen Schirmen aus Pergament, in das getrocknete Blumen eingelegt waren.

Sophie öffnete die Schranktür. Die Innenbeleuchtung ging automatisch an. Gläser hingen in übereinander angeordneten Halterungen. Es gab alle erdenklichen Spirituosen. Ein Fach für Rauchutensilien: lange Streichhölzer, eine Kiste mit Zigarren und ein Zigarrenschneider. Sophie hatte noch nie in ihrem Leben einen solchen Schrank gesehen, nicht mal geahnt, dass es so was gab. Die verspiegelte Rückwand der Hausbar reflektierte Sophies überraschtes Gesicht. Sie musste ein zweites Mal hinschauen, so unwirklich erschien sie sich selbst in dieser Umgebung. Aber es war unverkennbar ihr Gesicht mit den graugrünen Augen, der markanten, ihrer Ansicht nach zu großen Nase und dem breiten Mund, dazu ein langer, dunkelblonder Zopf über der Schulter – eindeutig Sophie Gruber, die ihr zwischen luxuriösem Barzubehör und einer Vielzahl von Flaschen entgegensah. Und eindeutig war es ihr abgetragenes Arbeitsdirndl, dem der oberste Knopf fehlte. Wäre das nicht gewesen, hätte sie sich vielleicht gefallen. So aber schloss sie schnell die Schranktür und ging weiter.

Probehalter ließ sich Sophie in einen der Sessel plumpsen. *Sehr bequem*. Auf dem runden Tisch lag eine Decke mit blütenförmig geklöppelten Spitzen, mittig stand eine Vase mit Strohblumen, daneben ein massives Tischfeuerzeug aus gehämmertem Silber und

ein Kristallaschenbecher, mit dem man leicht einen Schädel zertrümmern könnte. Im Aschenbecher lag eine tote Fliege.

»Bringen Sie mir meine Zigarren, Frollein Magda!«, sagte Sophie mit tiefer Stimme.

Magda zeigte ihr einen Vogel. »Du rauchst zu viel, Schatz!«

Vom Wohnzimmer aus hatte man den Blick auf Berchtesgaden und den Watzmann. Ein grandioses Panorama. An einer Seite des Wohnraums gab es eine überdachte Loggia, auf deren Balustrade ein Vogelhäuschen angebracht war. Ein Rotkehlchen flüchtete erschrocken, als Magda mit einem Ruck den Vorhang aufzog.

Sie gingen in den anschließenden Raum, in dem ein Flügel stand. Gestreifte Tapete an den Wänden, auch hier ein edler Teppich auf den Holzdielen. Ein Regal voller Bücher nahm die ganze Wand ein. Sophie betrachtete die Bücher. Bildbände, Architekturbücher und Literatur von den alten Griechen bis Goethe, Schiller und Fontane. Zwei Exemplare von *Mein Kampf*. In einem davon stand eine Widmung: »Meinem lieben Freund und Architekten Albert Speer gewidmet in Anerkennung. AH.«

Neben dem Klavier stapelten sich Noten auf dem Boden. Eine vergessene Puppe mit echten Haaren lag mit verdrehten Armen und Beinen unter dem Klavierhocker, irgendjemand hatte an ihren Haaren herumgeschnippelt und ihr einen unregelmäßigen Topfschnitt verpasst. Sie war nackt.

Sophie und Magda streunten weiter durch das Haus. Unschlüssig, ob sie etwas mitnehmen sollten. Wäre das normaler Diebstahl? Nein. Keinesfalls. Das hier war aufgegeben worden. Nicht einmal die Haustür hatten die ehemaligen Bewohner abgeschlossen.

»Wir sind in Pommern genauso gegangen«, sagte Magda. »Wir haben mitgenommen, was wir tragen konnten. Und die Tür haben wir auch nicht abgeschlossen. Wenn man die Tür abschließt, wird sie eingetreten. Aber man verhindert nichts. Geplündert wird trotzdem. Schätze muss man vergraben oder mitnehmen, sonst sind sie weg.«

Plündern! Sophie widersprach.

»Wir plündern nicht. Bis auf die Wurst.«

Bis jetzt stimmte das auch. Das Haus samt Einrichtung war – noch – wie von einer schützenden Schicht bedeckt. Sophie hatte zwar viele Dinge kurz angefasst, um sie zu betrachten, aber der Gedanke, etwas einzustecken, einfach weil sie es konnte, war noch nicht ganz an die Oberfläche gestiegen. Was hätte sie auch mit den Sachen anfangen sollen? Die Insignien einer bürgerlichen, reichen Welt hatten mit ihr nichts zu tun. Das Silber, das war etwas wert, ja. Das könnte man eintauschen. Aber das andere? Die elegante Einrichtung. Das Geschirr. Das war alles schön. Es atmete mehr als nur Reichtum. Es hatte Geschmack, Stil und Geschichte. Es war für sie unerreichbar, ohne Bedeutung und – harmlos.

Sophie wusste nicht mehr, was sie hier im Haus eigentlich erwartet hatte. Sie hatte von Irmi, deren Mutter als Haushälterin in Schönau im Schneewinkllehen arbeitete, eine gruselige Geschichte gehört. Dort am Königssee wohnte die gar nicht heimliche Geliebte von Heinrich Himmler, Fräulein Potthast, mit den mittlerweile zwei unehelichen Kindern. Im Dachgeschoss des Schneewinkllehens gab es laut Irmis Mutter einen Raum, der mit Möbeln aus Menschenknochen eingerichtet war. Stühle mit Sitzflächen aus Beckenknochen, Oberschenkelknochen und menschlichen Füßen. Tisch, Hocker. Gesägt, poliert, verschraubt. Stolz wurde diese Sammlung des »Chefs« von seiner ehemaligen Sekretärin dem einen oder anderen Gast vorgeführt und der meist eintretende Schockeffekt genossen. Irmis Mutter hatte sich geweigert, diese Möbel abzustauben. Dazu gab es angeblich auch einige Exemplare von *Mein Kampf*, in Menschenhaut gebunden. Doch die waren verschlossen in einem Schrank.

Hier im Haus fand sich nur eine behagliche, geschmackvolle Bürgerlichkeit mit einer kleinen Tendenz zum Protz. Wie die Holzrosette an der Decke des Wohnzimmers. Ansonsten eine riesige Menge von Büchern. Landschaftsgemälde. Viel Kristall und Silber.

Ein paar moderne Einrichtungsgegenstände dazu. Selbst Hitlers Widmung an seinen Freund war nur eine Schrift in einem in Schweinsleder gebundenen Buch.

In den oberen Geschossen des Hauses befanden sich diverse Kinderzimmer, das Schlafzimmer der Eltern, ein Arbeitsraum voller Bügelwäsche und ein riesiges Badezimmer. Glänzende Fliesen in Weiß und Dunkelpetrol. Eine luxuriöse Badewanne, zwei Waschbecken und Armaturen. Das sah sehr schick und sehr einladend aus. Ein Bad darin musste der schiere Luxus sein.

Magda und Sophie durchsuchten einen schmalen Vitrinenschrank. Verschiedene Tuben und Flaschen. Cremetiegel, Flakons mit Parfums. Pflaster. Pillen. Pervitin. Ein Klistier. Eine Dose mit Badezusatz lag dort – »Kleopatras Geheimnis« stand darauf. Sophie öffnete die Büchse und sog den feinen Duft nach Milch und Honig in ihre Nase. Magda drehte an den Wasserhähnen. Und tatsächlich kam heißes Wasser aus ihnen heraus. Magda stöpselte die Wanne zu und nahm Sophie die weiße Badeessenz aus der Hand. Sie streute eine Hand voll in das einlaufende heiße Wasser und begann, sich auszuziehen. Sophie betrachtete Magda ungläubig.

»Du bist verrückt!«, sagte Sophie.

»Nun komm schon! Ich habe noch nie in so einer Wanne gesessen!«

»Aber jetzt?!«

»Es ist keiner da.«

»Wer sagt das?«

»Ich!«, kicherte die nackte Magda. Mit einer Zehe prüfte sie die Wassertemperatur und schwang ihre langen, dünnen Beine wie ein Kranich in die Wanne. Ihre helle, sommersprossige Haut ließ Magda noch zerbrechlicher erscheinen. Sophie ging zur Badezimmertür und schloss die Tür ab.

Magda grinste und setzte sich.

»Du darfst auch auf der guten Seite sitzen. Ohne Stöpsel.«

Magda tauchte unter, und als sie wieder hochkam, atmete sie prustend durch.

Sophie zog Mantel, Schuhe, Strümpfe und Kleid aus und stieg ebenfalls in die Wanne, die so geräumig war, dass die zwei jungen Frauen bequem hineinpassten. Sie sortierten ihre Beine – Magda, Sophie, Magda, Sophie – im undurchsichtig weißen Wasser. Zwei Mädchen in Milch. Und während die wohlige Wärme weiter anstieg, verstummten sie und genossen ein kostbares Gefühl allumfassender Geborgenheit: hier, an diesem Ort, den sie unrechtmäßig betreten hatten und vor dem sie gerade noch in Hochspannung und Angst verharrt hatten. Als das Wasser fast den Rand erreicht hatte, drehte Magda die beiden Hähne zu. Dampf stieg zwischen ihnen hoch.

»Ich werde auch mal so eine Wanne haben. Dann lade ich dich zum Baden ein!«

»Wenn ich die größere Badewanne habe, kommst du zu mir.«

»Warum hast du die größere Wanne?«

»Weil ich den reicheren Mann heirate!«

»Wegen der größeren Wanne?«

»Ist doch ein Grund, oder?«

Sophie zuckte die Achseln und schwieg.

»Willst du so ein Haus?«, fragte Magda.

»Es ist sehr groß. Ich weiß nicht.«

»Wenn du mal viele Kinder hast ...«

»Ich weiß nicht, ob ich viele Kinder haben werde.«

Magda ließ etwas heißes Wasser nachlaufen und zog gleichzeitig kurz den Stöpsel hoch, damit es nicht überlief. Glucksend machte das abgekühlte dem heißen Wasser Platz.

»Meinst du, der Krieg ist jetzt wirklich vorbei?«, fragte Magda.

»Ja. Wenn die Amis kommen, ist der Krieg vorbei.«

»Und wenn jemand anders kommt?«

»Die Russen kommen nicht nach Berchtesgaden.«

Einen Moment lang herrschte Stille zwischen ihnen. Sophie wusste, dass Magda seit ihrer Flucht Angst hatte. Nicht nur vor

den Russen, sondern überhaupt vor allen Soldaten. Das hatte sie ihr mal abends im Bett erzählt. Die beiden jungen Frauen teilten sich seit der Einquartierung der Hinckelmanns Sophies Zimmer. Im Haus der Familie Gruber mussten alle – wenn auch murrend – zusammenrücken. Aber die Söhne waren derzeit ohnehin nicht zu Hause und so gab es Platz für Geflüchtete.

Sophie tauchte unter und schloss die Augen. Baden. Sie konnte sich nicht erinnern, je in so einem Wasser gebadet zu haben. Es roch tatsächlich wie Honigmilch. Mit ein paar Blüten drin. Sehr fein. Pudrig. Sie nahm einen Mundvoll des Wassers, tauchte auf und spritzte einen Strahl zwischen ihren Zähnen hindurch auf Magda. Magda quietschte, zog an Sophies Bein, und ihre Rangelei brachte ihren Milchtümpel in Wallung und zum Überschwappen. Sie mussten beide lachen.

»Das macht Max immer beim Schwimmen!«

Doch dann erstarrte Sophie plötzlich – da war jemand im Haus!

Auch Magda hockte nun regungslos im Wasser, und beide lauschten angestrengt. Unten waren Geräusche zu hören.

Sophie stieg tropfend aus der Wanne und ging rüber zum Fenster. Leider konnte man von dort nicht auf den Vorplatz sehen. Aber irgendjemand war ins Haus gekommen. Sie hörten sogar hier oben die Stimmen. Eiligst trockneten sie sich ab, schlüpfen in ihre Kleider. Sophie zog den Stöpsel raus, dabei tauchte ihr Arm samt Ärmel ins Wasser, aber das war egal. Ein diskreter Abgang war sowieso unmöglich, weil der Fußboden schwamm.

»Wer ist das?«, flüsterte Magda.

Sophie schüttelte den Kopf. Keine Ahnung.

Sie öffnete vorsichtig die Badezimmertür. Hier oben im ersten Stock war noch alles ruhig, aber unten konnte man Leute reden hören. Sie versuchte, die Sprache zu verstehen. War das Deutsch? Oder waren das vielleicht schon die Amerikaner? Sophie huschte zum Fenster neben dem Treppenhaus und konnte jetzt einen Blick auf den Vorplatz erhaschen. Dort parkte ein kleiner LKW. Und ein

Gespann mit einem Pferd. Und dann sah sie den Stanglmayr, der mit einem leeren Waschkorb ins Haus hineinging. Es waren also nicht die Amerikaner. Als Nächstes konnten sie beobachten, wie unten ein anderer Mann, den Sophie vom Sehen aus Berchtesgaden kannte und der im Weltkrieg ein Bein verloren hatte, mit zwei Gemälden unter dem Arm aus dem Haus hinkte.

»Ziehen die um?«, fragte Magda.

Sophie schüttelte den Kopf. Das konnte nicht sein. Wohin zieht man mit einem Gespann?

»Ich glaube, die nehmen hier einfach Sachen mit.«

»Sie stehlen.«

»Komm!«, sagte Sophie.

Sie liefen die Treppe hinunter, direkt in die Arme vom Stanglmayr, der mit seinem Weidenkorb in den ersten Stock stieg. Er grinste, als er die beiden jungen Frauen sah.

»Was macht denn ihr da, Sopher!?«

»Wir haben uns das Haus angeschaut. Die Tür ist offen gewesen. Und was macht ihr da?«

»Die Bonzen sind weg, und wir holen uns, was wir brauchen können.«

»Aber das gehört euch nicht!«

»Es gehört niemand mehr. Wenn wir es nicht nehmen, nimmt's jemand anders.«

Sophie und Magda tauschten einen Blick, während sich Stanglmayr an ihnen vorbeidrängte und anfang, das erste Geschoss zu inspizieren. Sophie und Magda folgten ihm in einer Mischung aus Unglauben und Verstörung. Zielstrebig ging er ins Schlafzimmer und riss Schranktüren und Kommodenschubladen auf. Am Garderobenschrank der Dame des Hauses blieb er stehen und zog ein paar elegante Kleidungsstücke hervor. Grinsend drehte er sich zu den jungen Frauen um.

»Hier, das tät euch doch stehen. Nerzmantel und Seidenwäsche!«

Während er weiterging und überall hineinschaute, betrachteten Magda und Sophie die Kleidungsstücke. Teure Kleidungsstücke. Sophie fischte ein lachsfarbenes, elegantes Negligé heraus und ließ den Stoff bewundernd durch ihre Finger gleiten. Das war wunderschön. So gingen Prinzessinnen ins Bett. Oder sehr, sehr kostspielige Matressen. Sie sah hoch und traf auf Magdas Blick.

»Nimm es! Es steht dir sicher gut.«

Sophie zögerte, aber der Gedanke gefiel ihr.

»Und was nimmst du?«

Magda bückte sich und hob eine Schachtel vom Schrankboden hoch. Ein Schuhkarton, in eleganten grau-weiß gepunkteten Satinstoff eingekleidet. Davon gab es mehrere. Magda öffnete die Schachtel, legte den Deckel vorsichtig zur Seite und schlug das helle Seidenpapier zurück, in das der Inhalt eingeschlagen war: Tanzschuhe aus safrangelbem Ziegenleder mit hohen Absätzen und leuchtend roten Riemchen um die Knöchel. Auch diese Schuhe schienen aus einem Märchen zu stammen.

»Probier sie an!«, sagte Sophie. »Die passen dir bestimmt!«

Tatsächlich passten sie Magda perfekt. Es gab ein weiteres Paar Schuhe, das Sophie sehr gefiel. Aber leider waren sie ihr zu groß – schwarze Lackschuhe mit einer silbernen Schleife drauf. Magda wollte sie nicht.

Mittlerweile hatte Stanglmayr alle Schränke aufgemacht und herausgezogen, was einst sorgfältig in ihnen verstaut worden war. Er schien jetzt auf der Suche nach Wertgegenständen zu sein. Eine Uhr und eine Kette, die er im Nachttisch gefunden hatte, waren bereits in seine Hosentasche gewandert.

»Nix Besonderes, aber schad', wenn's weggommt«, hatte er halb im Selbstgespräch gemurmelt. Jetzt zog er weiter, um alle Zimmer zu inspizieren.

Die beiden jungen Frauen blieben mit den offenen Schränken und dem auf dem Fußboden herumliegenden Inhalt zurück. Sie betrachteten die achtlos zerwühlten Habseligkeiten der verschwun-

denen Bewohner. Sophie hielt das Negligé fest in der Hand, so wie Magda die Schuhschachtel, in die sie die gelb-roten Tanzschuhe zurückgelegt hatte. Sie hörten Stanglmayr auf dem Flur, wie er nach seiner Frau rief:

»Gerdi! Schau amal hoch, da sind feine Kleider und so!«

Das war der Moment, in dem sich in Sophie und Magda ein Schalter umlegte. Sie sahen sich an und beschloßen in diesem Augenblick, dass sie Gerdi keinesfalls die besten Stücke überlassen würden. Sophie eilte zur Tür und versperrte sie kurzerhand.

»Wir brauchen Bettbezüge. Als Säcke ... Da vorn sind welche ...«

Sie schnappten sich jeweils einen Bettbezug, und war der Beginn noch von Überlegungen geleitet, was wohl am wertvollsten war, so wurde ihre Wahl schnell immer beliebiger. Irgendjemand, wahrscheinlich Gerdi, rüttelte mal an der Tür, zog dann aber weiter. Und Magda fand etwas höchst Wertvolles, das Stanglmayr übersehen hatte: eine kleine Schachtel, in der sich ein Set aus zwei Brillantohrringen, einem Armband und einer Kette befand. Sophie nickte ihr zu, und Magda steckte das Kästchen in die Rocktasche. Schließlich hatten sie ihre Säcke gefüllt – das Gewicht ließ sich noch gut heben. Doch die beiden jungen Frauen konnten nicht aufhören, und jede eröffnete einen zweiten Bettbezug. Die Gier hatte von ihnen Besitz ergriffen.

Nach einer Weile polterte es an der Tür – Stanglmayr und Gerdi waren zurück. »Aufmachen! Das geht fei ned!«

Magda geriet in Hektik. Der Pelzmantel, der sehr viel Platz in Anspruch nahm und deshalb von ihrem ersten in den zweiten Sack gewandert war, musste auch aus dem wieder heraus. Ihr zweiter Sack war inzwischen ebenfalls viel zu voll, schließlich mussten sich die Bettbezüge knoten und tragen lassen. Magda betrachtete den Pelz.

»Los jetzt, ihr unverschämten Dinger! Aufmachen, oder ich brech' die Tür ein!«

»Gleich!«, rief Magda zurück.

»Zieh ihn an!«, sagte Sophie.

Magda schlüpfte eilig in den Pelzmantel. Sophie schnappte sich noch einen Stoffmantel aus kariierter Wolle und nahm vorsichtshalber noch ein paar Kissenbezüge mit. Gerade als sich jede von ihnen noch einen Hut aufsetzte – Magda einen sehr eleganten Damenstrohhut und Sophie einen waghalsigen roten Filzhut mit Feder und breiter Krempe –, brach Stanglmayr durch die Tür, seine quadratische Frau Gerdi erbost hinter ihm. Beide drängten sofort in den Raum, und Gerdi hatte schon den stieren Blick auf die Beute, während die Beschimpfungen nur so aus ihr herausquollen.

»Ja sauber, des Protestantenschwerl verdirbt die Sitten!«

Die Mädchen schulterten ihre prall gefüllten Bettbezüge, und während Magda verschüchtert den Weg nach draußen suchte, baute sich Sophie vor Gerdi auf.

»Geh, Gerdi, des sagt die Richtige. Jeder weiß, dass du das Geld aus dem Opferstock in der Stiftskirche gestohlen hast!«

Und während sich die beiden Stanglmayrs über diese – nicht aus der Luft gegriffene – Unverschämtheit erregten, gingen Sophie und Magda zurück ins Erdgeschoss. Dort war auch schon alles aufgerissen, und es war, als würde das Haus ausgeweidet wie ein Tier, das bei der Jagd erlegt worden war. Durch die offene Tür zum Esszimmer konnten sie sehen, dass inzwischen das gesamte Geschirr auf dem Tisch stand. Elfenbeinfarben, mit Goldrand. Unmengen von Schüsseln, Tellern, Platten. Silberbesteck. Kristallgläser. Mehr als ein Dutzend Menschen kreisten mittlerweile durch das Haus – wie Fliegen um die verwesenden Speisen einer von den Gästen längst verlassenen Festtafel.

Sophie ging noch einmal ins Klavierzimmer mit der Bücherwand – niemand interessierte sich für die Bücher. Aber die Auswahl war zu groß und überforderte sie, und so nahm sie schließlich in einer Übersprungshandlung nur den Band *Mein Kampf* mit der

Widmung Hitlers an sich. In der Küche steckte sie noch schnell die drei leuchtenden Zitronen ein.

Magda wartete ungeduldig im Flur.

»Lass uns endlich gehen.«

Sie gingen samt ihrer Beute nach draußen. Geschäftig trugen die anderen Plünderer Dinge aus dem Haus, verstaute sie auf Karren und in Wagen und eilten mit leeren Händen wieder hinein. Magda zögerte einen Moment, als sie am Kaninchenstall vorbeikamen. Sie stellte ihre Säcke ab, ging zur Stalltür, öffnete sie und nahm eins der Kaninchen heraus. Sie setzte das Tier hinter dem Stall auf das noch matte, schneegesprenkelte Rasengrün aus. Die anderen beiden entließ sie auch in die Freiheit. Sophie betrachtete ihre Freundin kritisch.

»Ich will nicht, dass die da sie fressen!«, sagte Magda.

Die Tiere sahen sich einen Moment irritiert um. Dann hoppelten sie davon, jedes in eine andere Richtung.

Sophie und Magda schleppten ihre Säcke bis zum Kramerhof, dem bescheidenen Anwesen von Sophies Großeltern Anni und Ernst. Ihr Opa hatte den Hof von seinen Eltern übernommen, und Sophies Mutter sowie ihr Onkel waren dort geboren und aufgewachsen. Der Hof lag direkt außerhalb des Sperrgebietes auf dem Obersalzberg, da hatten die Großeltern damals Glück gehabt. Im Gegensatz zu Annis Bruder Gustl, der seinen Familienhof hatte verkaufen müssen, als der Obersalzberg von Reichsleiter Martin Bormann in ein Reservat für den Führer und seine Getreuen umgewandelt worden war.

Bormann hatte den dortigen Bewohnern seinen Gehilfen, den Münchner Immobilienmakler Gotthard Färber, auf den Hals gehetzt – mit zunächst angemessenen und dann immer alternativloseren Angeboten. Ein Ablehnen war nicht möglich. Gustl hatten sie schließlich das Dach über dem Kopf abgerissen, weil er sich weigerte, das Haus seiner Vorfahren zu verlassen. Aber letztendlich musste er sogar dankbar sein, dass man ihn – aufgrund seines schon fortgeschrittenen Alters und seiner Verdienste im Weltkrieg – nicht nach Dachau gebracht hatte. Der junge Fotokioskbesitzer, der es gewagt hatte, einen Brief an Hitler zu schreiben, weil er den Kiosk nicht für eintausendfünfhundert Mark hergeben wollte, war direkt abgeholt und nach Dachau verfrachtet worden, wo er zwei Jahre in Haft blieb. Jeder auf dem Obersalzberg hatte den Brandner Johann gemocht, weil er ein netter Kerl mit einer unbedarften, frechen Schnauze war, der mit seiner Geschäftsidee, selbstgemachte Fotos als Postkarten an Touristen zu verkaufen, eine kleine Goldgrube aufgetan hatte. Doch sein Kiosk passte nicht in die Pläne

der Herrscher, ebenso wenig wie der Alpengasthof nebendran und so viele andere Häuser und Höfe, die das Dorf Obersalzberg bildeten. Gebildet hatten – denn das ganze Dorf war inzwischen weg. Die Bewohner hatte man vertrieben, doch sie behielten einander im Blick, auch wenn sie räumlich voneinander getrennt waren. Und so wussten sie alle, dass der Johann ein völlig anderer Mensch geworden war, als er nach zwei Jahren aus Dachau zurückkehrte. Dort war er verprügelt worden, hatte fast alle Zähne und seine offenerzige Leichtigkeit verloren. Er sprach nicht über das Geschehene, denn die Wände hatten für ihn jetzt überall Ohren, und man konnte niemandem mehr vertrauen. Er hatte noch einige Jahre bei den Elektrizitätswerken in Berchtesgaden gearbeitet, dann war er eingezogen und 1941 an die Front geschickt worden. Russland, Polen und der Rückzug ... Im Januar 1945 war er schließlich gefallen. Für den Führer, der ihm seinen Kiosk weggenommen und sein Leben zerstört und das Vaterland, das ihn ausgespuckt hatte.

Sophie war mit Johanns jüngster Schwester in die Schule gegangen. Daher hatte sie den schweigsam gewordenen Johann ab und an gesehen. Ähnlich wortkarg war mittlerweile auch Sophies verwitweter Großonkel Gustl. Seit seiner Enteignung lebte er bei seiner Schwester Anni und ihrem Mann Ernst, den Großeltern von Sophie. Er war bereits recht still geworden, als er seine Frau verloren und seine Tochter in Salzburg einen Parteigenossen geheiratet hatte, und der »Umzug«, wie er es euphemistisch nannte, hatte ihm dann den Rest gegeben. Meist saß Gustl irgendwo, die Katze neben sich oder auf ihm drauf, und schnitzte Tierfiguren, die die Fensterbänke bevölkerten, oder er half Anni im Garten, wenn sie ihn darum bat. Oder Ernst, wenn der bei den sieben verbliebenen Kühen Hilfe brauchte.

Anni hatte Sophie und Magda mit ihren Säcken kommen sehen und sie mit in die Hüften gestemmt Armen und sehr kritischem Blick begrüßt.

»Ihr seid im Speer-Haus gewesen.«

»Ja, und wir waren nicht die Einzigen.«

»Das macht es nicht besser.«

»Wenn wir es nicht nehmen, nimmt es jemand anders.«

»Kein Grund«, sagte Anni streng.

»Oma, schau mal!«

Sophie zog einen blauen, aus dicker Wolle gestrickten Pullover mit Zopfmuster aus dem Bettbezugsack.

»Den habe ich dir mitgebracht!«

Anni zog die Mundwinkel nach unten und machte eine abwehrende Geste.

»Kommt nicht infrage.«

Sophie schmeichelte sich an Anni heran und nahm ihre Großmutter, die einen Kopf kleiner war als sie, in den Arm. Trotz ihrer siebzig Jahre war Anni beweglich, ihr Körper hatte immer noch eine kraftvolle, jugendlich wirkende Spannung. Aber ihre abgearbeiteten Hände und die Furchen, die ihr gebräuntes, markantes Gesicht durchzogen, verrieten ein hartes Arbeitsleben. Doch wenn Anni lächelte, berührte die aufleuchtende Schönheit ihrer inneren und äußeren Gestalt das adressierte Gegenüber, ob es wollte oder nicht.

»Das ist ein sehr schöner Pullover, der dich warm hält und den Frau Speer zurückgelassen hat. Du hast gesagt, du brauchst einen Pullover.«

»Aber nicht von der!«

»Vergiss, dass er ihr gehört hat.«

»Ich will keinen gestohlenen Pullover!«

Sophie legte das Kleidungsstück zur Seite.

»Wie wär's mit einem Hut?«

Und stülpte ihrer Großmutter den roten Filzhut auf den Kopfzack. Anni wehrte sich, lachend, aber ernsthaft unwillig.

»Bitte, Sophie ...«

Magda sah unbehaglich zu, Sophies Unbefangenheit war ihr

fremd. Sie trug immer noch den Pelzmantel und hatte es auf einmal eilig, aus ihm herauszukommen.

»Das bringt euch kein Glück, Madln«, sagte Anni düster.

Gustl kam von draußen rein, wo er mit Ernst im Stall gewesen war, und begriff sofort, was es mit den Bettbezügen und ihrem Inhalt auf sich hatte. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht.

»Gut gemacht, ihr zwei! Die Bonzen haben uns all das vorher gestohlen. Holt es euch zurück.«

»Was wollen die zwei denn mit dem G'lump?«, sagte Anni immer noch streng.

»Hebt es gut auf, das kann man verkaufen. Werden wir brauchen.«

»Gustl ...«

»Is' da noch mehr?«, fragte Gustl ungeniert.

Und so kam es, dass Sophie und Magda ihre Bettbezüge leerten und wieder nach oben zum Speer-Haus stiegen. Und Gustl kam diesmal mit. Einfach nur um der Genugtuung willen. Und für alle Fälle nahm er den großen Leiterwagen mit.

An diesem selben Morgen, dem 25. April, waren gegen neun Uhr insgesamt dreihundertfünfundfünfzig Bomber der Royal Air Force, von Nordwesten herkommend, in einem Bogen über Berchtesgaden gedonnert. Schon häufiger waren britische Flugzeuge über den Ort geflogen, ohne jedoch auch nur eine Bombe fallen zu lassen. Auch diesmal war der Ort selbst verschont geblieben, aber dafür hatten sie tonnenweise Bomben über dem Obersalzberg abgeworfen. Die Vernebelungsmaschinen, die früher gelegentlich funktioniert hatten und mit denen der gesamte Berg in einen giftigen, undurchsichtigen Nebel gehüllt werden konnte, sodass es für die Bomberpiloten unmöglich wurde, ihre Ziele anzupeilen, waren mangels Materials außer Betrieb gewesen. Seit geraumer Zeit wurden sie, anstatt von Soldaten, von SS-Maiden bedient, die dem britischen Bombergeschwader außer Flüchen nichts mehr hatten

entgegenschleudern können und sich deshalb alsbald in Deckung gebracht hatten.

Ebenso wie Hermann Göring, der Einzige aus der NS-Führungsriege, der zu diesem Zeitpunkt auf dem Berg weilte. Er stand seit einem Tag unter Hausarrest durch die SS, weil er dem Führer am 23. dieses Monats vorgeschlagen hatte, im Falle seines, des Führers, Todes die Führung des Reiches und die Verhandlungen mit den Alliierten zu übernehmen. Dies war vom Führer in Berlin als Verrat aufgefasst worden, und Göring wurde auf den letzten Metern des Dritten Reiches geächtet. So hatte er die Chance, als Einziger der prominenten Obersalzbergbewohner von den ausgedehnten und millionenteuren Bunkern zu profitieren, die den Berg wie die unterirdischen Gänge eines Dachsbaus aushöhlten. Gegen elf Uhr gab es einen zweiten Angriff, der jedoch hauptsächlich dem nördlich gelegenen Bad Reichenhall galt, wo diesmal amerikanische Bomber rund dreihundert Spreng- und viertausend Stabbrandbomben abließen und neben schweren Sachschäden den Tod von fast zweihundert Männern, Frauen und Kindern verursachten.

Als Hermann Göring nach der Entwarnung seinen Bunker zusammen mit Familie und Getreuen verließ, glich der Berg einem fremden, unwirtlichen Planeten aus Schlamm und Ruinen, tiefe Krater und Löcher zerfurchten ihn. Sein Haus und das von Bormann, der Platterhof, die SS-Kaserne und die Gewächshäuser, in denen man im Auftrag Bormanns für Hitler Gemüse angebaut hatte – sie alle waren schwer getroffen oder zerstört worden. Hitlers Berghof war jedoch nur leicht beschädigt. Die Soldaten der SS brachten Göring und seine Familie in sein Schloss in der Nähe von Salzburg, wo er sich einige Tage später in amerikanische Kriegsgefangenschaft begab, anstatt der Führer von Nachkriegsdeutschland zu werden. Außer ihm und seiner Frau Emmy hatte aber vermutlich sowieso keiner je an die Umsetzung dieser realitätsfernen Fantasie geglaubt.

Sophie, Magda und Gustl zogen gleich weiter zum Gutshof und zur SS-Kaserne, denn am Speer-Haus waren sie frech von Stanglmayr und Konsorten abgewiesen worden. Mit dem Schlachtruf »Schleicht's euch!« hatte die quadratische Gerdi ihnen die Tür verwehrt.

Auf dem Weg hatten sie noch einen Blick in das nicht weit entfernt liegende Atelierhaus Speers geworfen, durch dessen große Fenster nicht nur viel Licht in das Atelier fiel, sondern man auch einen lieblichen Blick den Berg hinunter hatte. Sophie betrachtete neugierig die Zeichentische und Geräte.

»Mein Vater hatte genauso einen«, sagte Magda nachdenklich. »Abends haben wir manchmal zusammen in seinem Büro gegessen, ich habe Griechisch gelernt, und er hat was gezeichnet. Zwischendurch haben wir Tee getrunken. Dabei hat er geraucht, und wir haben geredet. Ich habe das sehr geliebt.«

»Über was habt ihr geredet?«, fragte Sophie, die sich nicht vorstellen konnte, mit ihrem eigenen Vater ein Gespräch zu führen, das über Anweisungen seinerseits hinausging.

»Über die Schule. Geschichte. Philosophie. Kunst ...«, antwortete Magda und verstummte. Ihr trauriges Schweigen füllte den Raum wie Watte.

Ihr Vater, Peter Hinckelmann, war an der Front in Frankreich gleich in den ersten Kriegstagen an einem Blinddarmdurchbruch gestorben. »Ein Memmentod«, hatte Max irgendwann einmal abwertend gesagt, und Magda war daraufhin tagelang zu Recht beleidigt gewesen. Schwierig war dabei, dass sie hemmungslos in Max, Sophies ältesten Bruder, verliebt war und immer knallrot anlief, wenn er gelegentlich überraschend zu Hause auftauchte. Max und sie hatten sich mal geküsst, seitdem war es um Magdas Herz geschehen. Sophie wusste, dass Max ein Weiberheld und ihm die Freundin seiner kleinen Schwester vermutlich ebenso unwichtig war wie jede der zahlreichen anderen hübschen Schnecken, die seinen Weg kreuzten – und die allzu schnell und willig vor seiner

charmanten, starken Männlichkeit zerschmolzen und sich auf den Rücken legten. Bereit zu allem. Geblendet.

Denn schön war Max. Das fand auch Sophie selbst, wenn sie die Kleine-Schwester-Brille abnahm und ihn neutral betrachtete. Er war groß, hatte eine Figur wie der Leichtathlet Glenn Morris, der bei der Olympiade 1936 den Zehnkampf gewonnen hatte und in Leni Riefenstahls Film auftrat. Aber, fand Sophie, Max sah besser aus – ein klar geschnittenes Gesicht, aus dem er einen mit seinen intelligenten grau-blauen Augen so ansah, dass man sich *gesehen* fühlte. Genau so wollte eine Frau angesehen werden. Dazu ein kleines Lächeln, schöne weiße Zähne, Tendenz zu spöttischen Augenbrauen. Sie hatte schon früh die Reaktionen von anderen Frauen auf ihren Bruder zu lesen gelernt.

Max war außerdem skrupellos. Und ein bisschen grausam. All das ließ die Frauen wie Motten in sein Feuer fliegen und verbrennen. Die schwarze Uniform der SS hatte diesen Effekt noch angefacht, als würde eine Sturmböe eine Extraration Sauerstoff in ohnehin lodernde Flammen blasen.

Sophie, die nur einen Teil all seiner Weibergeschichten kannte, hatte versucht, Magda vorsichtig zu warnen, aber diese hatte vor lauter Schmetterlingen und Schmachten einfach nicht zuhören wollen. Oder sie hatte zugehört, aber nicht verstehen wollen. Sophie bereitete sich innerlich darauf vor, ihre beste Freundin im bitteren Tal der Benutzten, Enttäuschten und final Abgewiesenen zu trösten und ihren Bruder von allzu leichtsinnigen Jagd-Avancen abzuhalten. Sollte er doch einfach die Finger von Magda lassen. Für Sophie war Magda schließlich wichtig. Für Max nur ein Spielzeug.

Max war außerdem schon siebenundzwanzig und Magda erst neunzehn Jahre alt. *Ein viel zu großer Abstand für ein Liebespaar*, fand Sophie, die ebenfalls neunzehn Jahre alt war. *Aber ein idealer Kleine-Schwester-Abstand.*

Das Atelier Speer wirkte im Gegensatz zum Wohnhaus noch vollständig. Aber es interessierte wohl niemanden, denn es gab hier nur wenig erkennbar Wertvolles. An den herumstehenden Feldbetten war zu erkennen, dass ein Raum des Ateliers bereits als Notunterkunft gedient hatte. Magda steckte einen Bleistift ein, Sophie ließ einen kleinen Messingelefanten mitgehen, und Gustl, der vorausschauend etwas Werkzeug mitgenommen hatte, schraubte einige der Türklinken ab, die ihm gut gefielen. Während Gustl schraubte, entdeckte Sophie in einem schmalen Fach, dessen Schlüssel einfallsarm unter der Tischplatte des Schreibtischs angeklebt war, eine Pistole. Es war eine o8 Parabellum, und auf dem Kasten, in dem sie lag, stand »Luger«. Außerdem gab es mehrere Päckchen Munition, die wohl dazugehörten.

»Du bist verrückt!«, sagte Magda, als Sophie die Waffe samt Munition einsteckte.

Dann zogen sie eilig weiter, denn sie wollten sehen, was oben am Gutshof los war. Die drei kamen noch rechtzeitig, um sich mit den Gütern einzudecken, die dort verteilt wurden. Stiefel, ein Ballen weiß-blau kariertes Stoff und Nahrungsmittel wanderten auf Gustls Leiterwagen. Die Mädchen füllten ihre Bettbezüge mit Mehl und Zucker.

Aus den Scherben des Gewächshauses, durch die sie vorsichtig staksten, holte Sophie unter einem Holzdeckel, der ein Beet abdeckte und so vor Licht schützte, prächtige schneeweiße Champignons hervor. Es waren so viele, dass sie sie bei ihren Mitplünderern noch gegen ein Glas Honig und ein Säckchen getrockneter Bohnen eintauschen konnte.

Während alle nahmen, was sie kriegen konnten, hatten sich große Teile der SS-Truppen zum Abzug bereit gemacht. Es blieben nur wenige Soldaten, um den Berghof und die Ruinen der anderen Häuser sowie Hermann Göring zu bewachen. Im allgemeinen Aufruhr bekamen die »einkaufenden« Berchtesgadener kaum mit, dass die SS-Männer mit gepackten Sachen ihre Autos und LKW bestie-

gen, um die Trümmerlandschaft des Obersalzbergs samt ihrer zerstörten Kaserne hinter sich zu lassen. Es gab keine geheime Alpenfestung und auch kein Reich mehr, die zu verteidigen gewesen wären. Vielleicht dachten einige wenige der Kämpfer an eine letzte, heroische Schlacht gegen den Feind. Aber die meisten wollten nur noch ihre eigene Haut retten. Wer von ihnen bis drei zählen konnte, dachte über die Zeit nach der unvermeidbaren Kapitulation nach – vor allem darüber, wie sich die eigene Mitwirkung am dann untergegangenen Führerstaat kleinreden lassen würde. Die Gebote und Heldentaten von gestern würden sich in Verbrechen verwandeln. Was Ehre gewesen war, würde Schande sein. Eine gute Geschichte musste erdacht und allzu offensichtliche Zeugnisse der Schuld vernichtet werden. Ein großer Radiergummi wurde gebraucht.

Nach einer Weile hatten Sophie, Magda und Gustl so viel zusammengerafft, dass es ein Kraftakt werden würde, alles bis zum Kramerhof zu bringen. Der Leiterwagen war vollgestapelt, die Bettbezugsäcke so schwer, dass man sie kaum noch schleppen konnte. Sie machten sich auf den Rückweg. Langsam wurde es dunkel und die umgepflügte Landschaft mit den abgebrochenen Bäumen und Kratern bereitete ihnen Unbehagen. Als sie das ehemalige Sperrgebiet schon fast wieder verlassen hatten, sah Sophie plötzlich einen großen Hasen am Wegrand. Er saß zitternd und leicht desorientiert da und schaute sie an. Ganz und gar nicht scheu, sondern eher erwartungsvoll. Menschen – also Karotten, Heu, Apfelschnitze.

»Das ist Bomber«, sagte Magda.

Bomber kam noch etwas näher gehoppelt, als wollte er gestreichelt werden.

»Bomber?«, fragte Gustl ungläubig, »wer macht denn so was?«

»Stand an seinem Stall«, sagte Sophie. »Magda hat ihn freigelassen.«

»Fett ist er«, sagte Gustl fachmännisch. »Den sollte man nicht freilassen.«

»Der wird nicht gefressen«, sagte Magda, bückte sich und nahm Bomber hoch. Er ließ das sehr willig zu, als könne er Magdas bejahende Einstellung einem Hasenleben gegenüber spüren. Sie schaffte es, sich Bomber auch noch unter den Arm zu klemmen, und weil er reglos alles mit sich geschehen ließ, kamen sie ohne weitere Unterbrechung bis zum Kramerhof.

Unten in Berchtesgaden, bei Sophies Eltern, war die Beute der beiden Mädchen nach einigen katholisch verbrämten Zierereien deutlich besser angenommen worden als bei der Großmutter. Anni hatte sie mit allem, was sie tragen konnten, weitergeschickt, vor allem die Dinge aus dem Speer-Haus wollte sie nicht länger als notwendig unter ihrem Dach haben. Aber die Mädchen konnten nicht alles auf einmal schleppen, und deshalb handelte Sophie Teiltransporte aus. Sie nahmen einige Nahrungsmittel mit und Kleidung, die die Gruber-Familie vielleicht gebrauchen konnte. Bomber durfte auf dem Kramerhof einziehen, und Anni versprach Magda, ein Auge auf ihn beziehungsweise Gustl zu haben. Pelzmantel, Negligé, die Schuhe, Hüte und allerlei damenhaftes Zeug aus Speers Schlafzimmer lagerten sie versteckt im Keller. Genau wie die Parabellum. Dort, wo auch bis jetzt die große Kiste von Erich Goldstein stand, der nie zurückgekehrt war.

Er war ein Sommergast gewesen, der ein kleines Haus auf dem Obersalzberg bewohnt hatte, bis er vertrieben wurde. Er hatte dennoch davon geträumt, in die Alpen zurückzukehren und dort sein Alter zu verbringen. Und weil er ein Optimist gewesen war, hatte er Schallplatten und Bücher bei Anni gelagert, samt einem Grammophon und einer Schreibmaschine namens *Erika*. Anni hütete die Kiste streng, aber es war Sophie ausdrücklich gestattet worden, sich Goldsteins Bücher auszuleihen und die Schallplatten zu hören. Und Sophie hatte das auch ausgiebig getan. Ohne zu wissen, dass ein Großteil der Bücher mittlerweile verboten war. Einmal hatte Max sie mit einem dieser Werke erwischt und darauf hingewiesen. Es war *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque gewesen.

Max' Hinweis – mehr war es nicht gewesen – hatte Sophie nicht davon abgehalten, alle Bücher nach und nach zu lesen. Denn Bücher gab es im Haushalt der Grubers nicht – außer der Bibel und zwei illustrierten Fachbüchern zum Thema »Holz und Schnitzen«. Die Bibel gehörte der Mutter, die Fachbücher dem Vater. Max hatte später zur Vervollständigung der Hausbibliothek noch ein Exemplar von *Mein Kampf* mitgebracht. Seit einem Jahr, seit Anderl – Sophies zweiter Bruder – vermisst war, lag das Buch irgendwo hinten in einer Schublade. Das war es an Büchern bei den Grubers. Auch bei Anni und Ernst war kaum mehr Literatur zu finden. Erich Goldsteins Kiste aber hatte Sophies Seele genährt. Sie hatte schon immer gern gelesen und die Schülerbibliothek schnell durchgehabt. Mal ganz abgesehen davon, dass die Auswahl dort schon immer sehr begrenzt und in den letzten Jahren noch einfältiger geworden war.

Nach den ersten »Jessas«-Ausrufen von Sophies Mutter Theres hatten sich alle für einen kleinen, unbeschwerten Moment ein bisschen wie an Weihnachten gefühlt. Sophie und Magda teilten großzügig aus, für jeden derzeitigen Bewohner des Gruber'schen Hauses gab es etwas Kleines oder auch Größeres, für alle zusammen eine große Champignonpfanne und das südliche Wunder der Zitronen, die in der Mitte des Tisches italienisch leuchteten, vielfach beschnuppert und bestaunt.

Alle hatten sich in der Stube versammelt, neben Sophies Eltern auch die hübsche, rosige, aber traurige Kathi, Anderls Frau (oder Witwe, wer konnte das schon genau sagen) und ihr dreijähriger Sohn Karli, ein blond gelockter Wonneproppen.

Auch Clara und Annemarie Hinckelmann, Magdas Mutter und Tante, die Schwester von Magdas verstorbenem Vater, hatten sich in der Stube eingefunden. Clara war vor der Flucht Lehrerin an einem Mädchengymnasium gewesen, Annemarie Sängerin an der Oper. Beide waren gebildete, protestantische Städterinnen, was bei der Einquartierung zu Reibereien geführt hatte. Aber sie hatten auf

der Flucht vor den Russen – so munkelte man, ohne Details zu erfragen – Schlimmes erlebt und es gerade so geschafft, sich mit Magda aus der sowjetisch dominierten Zone zu retten. Sie waren nach Bayern geschickt worden und schließlich in Berchtesgaden gelandet, wie so viele Geflüchtete oder Ausgebombte.

Sophie und Magda hatten unterwegs bereits besprochen, wer was von den gemeinsam erbeuteten Schätzen bekommen sollte. Den Schmuck und die Parabellum wollten sie geheim halten. Kathi erhielt nun den Pullover, den Anni verschmäh't hatte, und freute sich über das Stück, auch wenn die kalte Jahreszeit erst mal vorbei war. Außerdem, weil Kathi ständig so traurig war und Sophie sie mochte, bekam sie noch einen feinen Seidenschal in Türkisgrau, der sehr gut zu ihren Augen und Haaren passte.

Als Nächstes wurde Theres ein schönes Schultertuch überreicht, in bunten Farben und mit langen seidigen Fransen, denn Sophie ging es auf die Nerven, dass sie nur noch Schwarz trug. Sie fand, ihre Mutter war eigentlich zu hübsch, um immer wie eine verbiesterte Krähe herumzulaufen, und diese Meinung teilte sie zu hundert Prozent mit ihrer Großmutter: Anni merkte gelegentlich spitz an, dass das Schwarz und die dadurch angezeigte Trauer ja möglicherweise gar nicht gerechtfertigt, sondern voreilig waren, denn Anderl galt ja lediglich als verschollen, und sein Tod war unbestätigt. Theres sagte dann immer, dass sie tief in ihrem Mutterherz fühle, dass ihr Kind tot sei. Kathi wiederum fasste das als indirekten Affront auf, mit dem sie nicht konkurrieren konnte. Das gebrochene Mutterherz war durch nichts zu übertreffen, auch nicht durch das Leid der Ehefrau. Auf diese Weise manifestierte Theres auch so ganz nebenbei ihre Macht. Mehr Trauer, mehr Liebe – Ober sticht Unter, die Hausherrin gegen ihre Schwiegertochter, der die Solidarität und der Schutz ihres Mannes ebenso fehlten wie seine Liebe. Kathi trug trotzig ihre farbige Kleidung weiter, denn sie gab die Hoffnung nicht auf, dass ihr geliebter Mann zurückkehren würde: auch wegen Karli, auch

wegen all der Zukunftspläne, die sie und Anderl geschmiedet hatten.

Sophie konnte sich nicht erinnern, je ein glücklicher wirkendes Paar erlebt zu haben als Kathi und Anderl. Karli hatte nur das erste von vielen Kindern sein sollen, und Sophie hatte sich die ganze Familie immer in einem schönen Haus in Reichenhall vorgestellt, wo Kathi herstammte. Direkt am Solebad hätten sie eine kleine Pension und einen Laden für Schnitzwaren und Souvenirs geführt, so etwas lief immer gut. Sechs Kinder: drei Mädchen, drei Buben, die Mädchen in Dirndl und die Buben in Lederhosen. Ob dieser Traum sich je erfüllt hätte, war mehr als zweifelhaft. Sophie hätte um nichts in der Welt mit Kathi getauscht, obwohl sie damals einen gewissen Neid auf die beiden Verliebten und ihren Rausch empfunden hatte.

Der kleine Karli wurde reich beschenkt, die Kinderzimmer im Speer-Haus waren mit hübschen Dingen gespickt gewesen. Er bekam eine Ente auf Rollen, ein kleines Blechauto und ein Bilderbuch: *Die Häschenschule*. Karli quietschte vor Vergnügen, als die Ente herumgezogen wurde und ihre an den beiden Rollen befestigten Lederfüße – *platschplatschplatsch* – auf den Boden klatschten. Doch schon bald war die Ente abgemeldet, denn Karli hatte das Auto entdeckt und fuhr besessen davon auf und über alles, Arm, Tisch, Bein, Boden und brummte laut dazu – Autofahrer und Mann vollständig angelegt im Alter von gerade einmal drei Jahren. Irgendwann machte Sophies Vater Sepp dazu Motoren- und Hupgeräusche, und Karli schüttete sich aus vor Lachen. Alle lachten. Für das Buch interessierte Karli sich nicht, aber Kathi würde es ihm vorlesen.

Ihrem Vater überreichte Sophie eine sehr schöne Pfeife, die sie im oberen Arbeitszimmer im Speer-Haus gefunden hatte – samt einer Ration feinsten Tabaks. Sepp zündete gleich eine an. Es roch wie Lebkuchen im Kamin, und alle atmeten tief ein, um den auf der Blechdose angekündigten Orangenschalenduft zu erschnüffeln.

Annemarie war entzückt von den schwarzen Lackschuhen, die Magda verschmählt und die Sophie aber in ihrer Raffgier eingesteckt hatte, obwohl sie ihr selbst zu groß waren. Für Annemarie, der die Schuhe genau passten, waren die Lackschuhe mit der glänzenden Schleife eine Reminiszenz an ihre Zeit auf der Opernbühne. Tränen stiegen ihr in die Augen, und sie bedankte sich überschwänglich bei Magda und Sophie. Die Schuhe erinnerten sie an eine Aufführung der *Norma*, damals in Dresden: Sie hatte zehn Minuten stehende Ovationen bekommen und nachher einen Strauß mit hundert roten Rosen erhalten! Wer die Blumen geschenkt hatte, war bis heute ein streng gehütetes Geheimnis.

Clara war bislang eine skeptische Zuschauerin der ganzen Verschenkaktion gewesen, freute sich aber jetzt doch über den kleinen Messingelefanten und ein großes, ungeöffnetes Flakon französischen Parfums, das ihre Tochter entdeckt hatte. Es war von Chanel und hieß *Bois des îles*. Clara öffnete die kostbar und einfach zugleich wirkende Glasflasche mit dem goldgelben Elixier nur, weil Magda und Sophie insistierten. Anschließend standen sie alle um die Beschenkte herum und sogen den Duft aus tropischen Blumen und Sandelholz und Reichtum ein. Fremdartig, pariserisch elegant, tiefgründig und mit einem charmanten Spritzer Hochmut – das Parfum hatte eine durch und durch undeutsche Note, sodass Frau Speer es wohl nicht hatte benutzen wollen. Theres fand, dieser Duft sei sündig, und Sepp fand, ja, es rieche wie ein Bordell, allerdings wie eines mit sehr schönen Dirnen.

»Woher weißt DU denn das?«, fragte Theres daraufhin spitz. Sepp grinste, Sophie ebenfalls und Kathi drehte sich weg, weil sie ihre Schwiegermutter nicht so offensichtlich auslachen wollte.

Es hätte also ein schöner Abend werden können, wenn nicht plötzlich Max in der Tür gestanden hätte – in Uniform, Respekt einflößend, glänzend, ernst und sehr ruhig. Er sah in die Runde und verstand sofort, was gerade geschah. Dass hier, wie selbstverständlich, Dinge verteilt wurden, die eigentlich jemand anders

gehörten, die aus fremden Schränken und Kammern herausgezogen worden waren, deren Besitzer ihr Hab und Gut nicht hatten mitnehmen können. Sophie hatte Max' Anspannung schon gespürt, als sie ihm die Tür geöffnet hatte. Jetzt sah er seine Familie an und fragte:

»Woher kommt all das Zeug?«

Alle Blicke wanderten langsam zu Sophie.

»Aus dem Speer-Haus. Auf dem Obersalzberg ist niemand mehr.«

Max betrachtete seine Schwester mit einem eisigen, etwas angeekelten Blick, als wolle er gleich mit seinem Schuh eine Kakerlake erschlagen. Sie hielt stand, auch wenn es schwer war.

»Das ist Verrat!«, sagte Max.

In Sophies Erinnerung tauchten mit einem Mal die »Präsente« auf, die Max regelmäßig von der Ostfront mitgebracht hatte, und sie öffnete den Mund zu einem »Aber«. Doch ihr Vater kam ihr zuvor.

»Der Krieg ist verloren, mein Sohn«, entgegnete Sepp ruhig.

»Wäre er verloren, dann wegen Feiglingen und Verrätern wie euch. Wenn ihr nicht meine Familie wärt, würde ich euch alle melden!«, sagte Max kalt, drehte sich um und verließ mit lauten Schritten das Haus.

Magda hauchte seinen Namen und wäre ihm hinterhergelaufen, wenn Sophie sie nicht am Arm festgehalten hätte. Die Stimmung verschrumpelte, alle verschwanden bald darauf still in ihren Zimmern.

»Vielleicht hat Max ja recht«, sagte Magda leise, als sie im Bett lagen.

»Ich glaube nicht«, sagte Sophie und löschte das Licht. Beide starrten noch eine Weile im Dunkel an die Decke, bevor sie irgendwann einschliefen.

Ali erwartete an diesem Abend keinen Besuch. Sie hatte sich ein großes Feuer im Kamin angemacht, die Frühlingsnächte waren frisch, und sie war die dicken Wollklamotten leid, in denen sie den Winter verbracht hatte. Jetzt war es sehr warm, das Feuer hatte schon eine Menge Glut entwickelt, und sie trug nur ihren seidenen Morgenmantel mit gestickten Chinoiserien, ihr Lieblingsstück, das sie unter Aufbietung all ihres Charmes einem dafür empfänglichen Berliner Kostümbildner abgeschwatzt hatte. Sie rauchte mit divenhafter Lässigkeit, etwas abgegessenen Lippenstift noch auf den Lippen und die halblangen Haare um ihr hübsches Gesicht herum leger verwuschelt. Das Kind schlief schon, und sie langweilte sich, wie so oft, wenn sie die Zeit allein in Schönau verbrachte. Deshalb hatte sie sich ihr altes Rollenbuch geholt und repetierte Gretchens Worte aus Goethes *Faust* – diese Partie war ihr größter Bühnenerfolg gewesen. Sie rauchte und deklamierte den Text, stand vom Sofa auf, lief herum und warf ab und an einen prüfenden Blick in den Spiegel. Das war reine Sentimentalität, denn auch wenn die Theater morgen wieder öffnen würden: Sie, Ali, wäre mittlerweile zu alt für das Gretchen. Diese Rolle würde sie nie wieder spielen. Aber es tat gut und tröstete ein wenig. Das alles war nicht ihr Plan gewesen, sie vermisste die Bühne und die Großstadt. Nicht nur die Theater hatte man geschlossen, sondern auch die Filmproduktionen waren in den letzten Monaten immer weniger und, nüchtern betrachtet, auch immer propagandistischer geworden, was der Qualität nicht zuträglich war. Als junge Mutter hatte sie ohnehin keine Angebote mehr bekommen, und jetzt gab es schlechtere Orte als das Berchtesgadener Land, um das Kriegsende zu erwarten, da

machte Ali sich nichts vor. Eigentlich hieß sie Adelheid, aber zu Beginn ihrer Schauspielkarriere hatte sie sich einen tauglichen Bühnennamen ausgedacht. Aus Adelheid Waltraud Maria Grandl war Ali Gral geworden. Sie hatte einige kleine Rollen in Ufa-Filmen gespielt und war in München am Residenztheater Mitglied des Ensembles gewesen. Ali hatte sich zielstrebig und erfolgreich in die Gesellschaft der nationalsozialistischen Elite hineingearbeitet. Mit fünfundzwanzig vom ersten Mann schon geschieden, war Ali mit mittlerweile zweiunddreißig Jahren die Geliebte eines reichen, adeligen Nazigenerals, der sie samt dem gemeinsamen unehelichen Kind in Schönau in ein kleines Chalet einquartiert hatte. Dort wartete sie auf ihren »Herrn und Gebieter«, wie sie spöttisch zu sagen pflegte. Aber der hatte auch noch eine offizielle Familie in Göttingen und war in den letzten Wochen sehr eingebunden in die Rettung des Reiches oder besser: die eigene Rückversicherung. Aus Einsamkeit, Koketterie und Langeweile hatte Ali eine Affäre begonnen, die sie mehr aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, als sie sich eingestehen wollte.

Als es klingelte, ging Ali, die Zigarette im Mundwinkel, Rollenbuch unter dem Arm – ahnend, hoffend, fürchtend, dass er es war –, zur Tür und öffnete. Da stand er: ihre dunkle Affäre, der schwarze Prinz in Uniform und Stiefeln mit seinem unwiderstehlichen, selbstbewussten Lächeln.

»Guten Abend«, sagte Max und ließ seine Augen über ihren Körper wandern.

Unter der Chinaseide war sie nackt. Sie sah, dass er es sah. Sein besitzergreifender Blick löste augenblicklich ihre eigene Begierde aus, darin eine Spur von aufkeimender Angst, die alle Empfindungen verschärfte.

»Guten Abend«, antwortete Ali und zog noch einmal provokativ an ihrer Zigarette. Er betrachtete sie ernst und aufmerksam, wie ein Raubtier seine Beute, schoss es ihr durch den Kopf. Sie lächelte ihn an, drehte sich um und ging hinein, hüftschwingend wie auf

dem Laufsteg, während seine Blicke auf ihrer Rückseite spazieren gingen.

Max machte zwei schnelle Schritte hinter ihr her, legte seinen Arme von hinten um sie, einen um die Taille, die andere Hand umschloss ihre Brust, versenkte seine Nase in ihren Nacken, küsste ihn und biss sie sanft hinein.

Es dauerte keine Minute, dass sie seine Hose heruntergezogen hatte und sie auf dem Fell vor dem Kamin lagen, heftig ineinander verschlungen. Ali war wild und hatte Spaß am Sex, sie konnte das zwar immer vermitteln, und das war ein großer Teil ihres durchschlagenden Erfolges bei Männern, aber bei Max war es echt. Mehr als das: Alis seelische und körperliche Überwältigung war vollkommen. Noch dazu wusste Max genau, wie er sie zum Orgasmus bringen konnte, und zwar beliebig oft – selbst dann, wenn sie eigentlich nicht mehr konnte. Ihm gefiel das, er spürte seine Macht über sie. Sie machte alles, was er wollte, oder ließ es mit sich machen, und vieles ging über das Übliche weit hinaus.

»In einem Bordell müsste man für dich sehr viel Geld auf den Tisch legen«, hatte Max mal gesagt.

»Ach ja?«, hatte Ali erwidert und gelächelt.

»Luder«, hatte Max gesagt, ihr Gesicht in beide Hände genommen, dann ihre Haare gepackt und den Kopf nach hinten gezogen.

Im Gegenzug hatte sie schnell und schmerzhaft zwischen seine Beine gegriffen.

»Patt!«, hatte sie gesagt, und beide hatten darüber lachen können, bevor sie wieder übereinander hergefallen waren. Was den Sex anbelangte, passten sie perfekt zueinander.

Als sie einige Runden später an diesem Abend auf dem Sofa saßen, waren beide ungewöhnlich still und nachdenklich. Ali hatte sich etwas hergerichtet, nippte an einem Glas Sherry und rauchte, während Max die Bratkartoffeln mit Spiegelei aß, die sie ihm auf die Schnelle gemacht hatte. Max trank zum Essen ein Bier, das Ali immer für »Maitre Fritz« – wie sie ihren General nannte – bereit-

hielt. Da er einen empfindlichen Magen hatte, der alte Sack, war es immer zimmerwarm. Max bemerkte das nicht, er war in Gedanken woanders.

Ali betrachtete ihn, während er stumm und hungrig die Kartoffeln in sich reinschaufelte. Die Art, wie er aß, passte zu der Art, wie er vögelte, fand Ali: konzentriert und in großen Happen – man bemerkte eine wenig gezügelte Gier und die Fokussierung auf einen dringenden körperlichen Vorgang. Sie wartete, bis er mit dem Essen fertig war, bevor sie ihre Frage stellte.

»Wie ist die Lage?«

»Satt«, sagte Max und klopfte sich auf den Bauch.

»Wann haust du ab?«

»Warum sollte ich das?«

»Alle hauen ab. Wir verlieren gerade den Krieg.«

»Abwarten.«

Ali lachte.

»Auf was sollen wir warten? Dass der Führer seine Wunderwaffe einsetzt?«

Es klang etwas spöttisch. Max warf ihr einen Blick von der Seite zu.

»Vorsicht!«

»Komm, Max, du glaubst doch nicht, dass da noch was kommt.«

»Woher willst du das wissen? Von deinem Fritz?«

Ali nickte vage.

»Die SS-Kaserne auf dem Obersalzberg ist zerstört. Da ist nur noch eine kleine Mannschaft. Alle anderen sind abgezogen.«

»Das heißt nicht, dass sie verschwunden sind.«

Ali hörte seinen Trotz heraus. Sie seufzte.

»Die sind mir egal. Du bist mir nicht egal.«

Max überlegte einen Moment und nahm noch einen Schluck Bier.

»Ich bin Soldat. Es war Krieg. Ich habe nichts zu befürchten.«

Er sah sie fest an, bemerkte den Zweifel in ihrem Blick.

»Du musst dir keine Sorgen machen.«

Ali schwieg.

»Ich pass schon auf mich auf«, fügte er hinzu.

»Du bist bei der SS. Du warst bei Spezialeinsätzen. Auch wenn du mir keine Details erzählt hast: Wer zu denen gehört, ist kein normaler Soldat.«

»Nein. Wir sind besser«, sagte Max und grinste, als könnte ein Witz das Problem lösen.

»Lass deine Blutgruppentätowierung wegschneiden.«

»Ich bin stolz darauf«, widersprach Max.

»Du verstehst es einfach nicht, oder?«, sagte sie.

Sein Blick zog sich feindselig zu.

»Wofür du gestern einen Orden bekommen hast, bringt dich morgen an den Galgen.«

»Da spricht die Opportunistin«, sagte Max. »Ich habe Überzeugungen, für die ich einstehe.«

»Dir ist nicht zu helfen«, sagte Ali und stand auf, um sich noch einen Sherry einzuschenken. Max folgte ihrer schwungvollen, leicht extravaganten Einschenkbewegung, die die weiten Ärmel wie Flügel zum Schwingen brachten.

»Was machst *du*?«, fragte Max.

»Ich schlag mich schon durch.«

»Und Maître Fritz und du?«

»Er muss sich um seine Familie kümmern.«

»Du hast ein Kind mit ihm!«

»Tja. Fehler. Wird auch nicht mehr so in Mode sein, dass sich jeder Parteigenosse eine Zweitfrau hält und seine arischen Gene verbreitet.«

»Ali.«

»Ja?«

»Du klingst desillusioniert.«

»Ich habe viel Zeit, um nachzudenken.«

Max betrachtete Ali zum ersten Mal an diesem Abend genauer.

Er spürte ihre Bitterkeit. Und dass sie verletzt war. Sonst war sie immer guter Laune, keck und nicht unterzukriegen.

»Fritz geht wahrscheinlich nach Südamerika. Er hat gute Kontakte da hin. Vielleicht solltest du das auch machen.«

»Was macht man in Südamerika?«

»Geschäfte.«

Max lachte.

»Du bist gut!«

»Findet sich schon was.«

»Ich könnte Heiligenfiguren schnitzen!«, sagte Max nicht ganz ernst gemeint. »Das habe ich schließlich gelernt.«

»Die sind sehr katholisch in Südamerika«, sagte Ali, »das würde passen.«

Einen Moment lang lächelten beide. Ali stand immer noch am Barwagen. Max stand auf und ging zu ihr. Er umarmte sie, fest und schützend und dieses eine Mal ganz ohne sexuelle Gier. Fest umschlungen standen sie da, fast, als wären sie tatsächlich ein Liebespaar.

»Brasilien muss sehr schön sein«, sagte Ali. »Und Argentinien auch. Chile. Peru.«

»Ich würde gern die Anden sehen«, sagte Max, und sie schwiegen und fühlten den Körper des anderen.

Ali spürte seine Wärme und den festen, muskulösen Leib. Sie mochte den Geruch von Max, seinen Schweiß und die Art, wie er sie anfasste. Er schmeckte gut. Sein Lächeln, seine Energie und seine Augen waren anziehend. Ali wusste, dass jetzt der Moment war, den sie nicht vorüberziehen lassen durfte.

»Lass uns zusammen weggehen, Max«, sagte Ali, »ich habe gute Kontakte.«

Max antwortete nicht. Er lächelte, sah ihr in die Augen und schloss seine Arme ein kleines bisschen fester um ihren Brustkorb, als wolle er ihr die Luft abdrücken. Alis Ausatmen war ein schwerer Seufzer. Sie lachten über das Geräusch. Max nahm ihr Kinn in

die Hand, hob es an und küsste sie. Vorsichtig zu Beginn, zart und liebevoll. Doch dann biss er plötzlich aus einer Laune heraus in ihre Unterlippe. Ali gab einen Schmerzenslaut von sich, wollte ihn loslassen und zurückweichen, aber er hielt sie fest. Die Lippe blutete, er leckte langsam und sorgfältig das Blut ab. Dann küsste er sie weiter, jetzt fordernd, und Ali gab nach. Wieder flammte die Gier auf, Max zog ihr den Seidenmantel aus, nahm die nackte Ali hoch, setzte sie auf den Tisch und spreizte ihre Beine.

Als Ali am nächsten Morgen in ihrem Bett aufwachte, war Max weg. Sie hatte das geahnt, aber jeglichem Realitätssinn und all ihren Erfahrungen widersprechend einen kleinen Hoffnungsschimmer genährt – ein Irrlicht aus der Zone, in der man auch an die Liebe glaubte. Über diese, ihr sonst fernliegende Naivität ärgerte Ali sich jetzt, zerzaust, verkatert, zerrupft, mit einer unförmig geschwollenen Unterlippe, wund von der vergangenen Nacht und um einige blaue Flecken reicher.

Max hatte sie tiefer berührt, als ihr lieb war – er führte sie samt ihrer Begierde nach Belieben an seiner Leine herum. Ein Gefühl von Ausgeliefertsein, Nacktheit und Hingabe bis zum Tod umgab sie in diesem Verhältnis zu Max – wie ein See ohne Ufer, in dem sie einfach in der Mitte absaufen, in einem Trichter ohne Grund in die Mitte der Erde gesaugt und im Erdinneren vollständig verdampfen würde, von eigenem Willen befreit, eine entkernte Sklavin.

Ali kannte diese Selbstauflösung nicht, das war eine Krankheit, dachte sie, normalerweise konnte sie die Männer führen, das war einfach, aber hier, bei Max, versagten ihre Fähigkeiten. Er hatte totalen Zugriff auf sie. Wenn er sie berührte, setzte die Metamorphose der Ali Gral zu einer kleinen, zersuppenden, hirnlosen Wachspuppe ein. Dabei war sie fünf Jahre älter als er und bildete sich etwas auf ihre Intelligenz und Karriere ein. Sie war eine beliebte und durchaus erfolgreiche Schauspielerin, eine aus eigenem

Willen geschiedene Frau, versiert in gesellschaftlichem Umgang – sowohl mit Bildungsbürgern und Intellektuellen als auch mit Parteigenossen. Bei Max zählte all das nicht. Max, dieser Berchtesgadener Bursche, hatte sie sich (fast) untertan gemacht.

Was Ali immer gehindert hatte, sich den schwarz abwärtsstrudelnden Gefühlsströmen vollständig preiszugeben, war ihr zweijähriger Sohn. Er war der bislang einzige männliche Nachkomme des ansonsten mit legitimen Töchtern gesegneten Generals Friedrich von Sckell. Ali hatte, einer sentimental Familientradition folgend, ihren Großvater als Namenspaten gewählt. Friedrich hatte ihre Wahl gutgeheißen, war diese doch zum Zeitpunkt der Namensgebung auch Ausdruck personalisierter Verehrung, womit vage die Bereitschaft signalisiert wurde, das eigene Kind, falls notwendig, auf dem Altar der Staatsideologie zu opfern.

Alis Sohn hieß Adolf. Kurz: Dolfi.

Der kleine Adolf stand jetzt vor ihrem Bett, lachte und bemerkte erschrocken die verschwollene Lippe und die Verstörtheit seiner Mutter. Ali konnte seine kurz fühlbare Unruhe besänftigen, keine Sorge, kleiner Mann. Alles ist gut. Dolfi hatte Hunger. Er brabbelte in einem Kauderwelsch, von dem einzig Ali wusste, dass er Marmeladenbrot essen wollte. Sie stand auf, küsste ihn und beschloss, dass sie ihn ab jetzt bei seinem zweiten Namen nennen würde, obschon der keinen Familienbezug hatte. Aber Helge war ein schöner, nordisch klarer Name ohne irgendwelche negativen Assoziationen. Adolf hingegen würde verschwinden müssen, denn auch wenn der Krieg noch nicht offiziell vorbei war – für Adolfe gab es keine Zukunft. Der Krieg war verloren und der Name Adolf für lange Zeit vergiftet. Irgendwie würde Ali die Namensangelegenheit schon regeln können, es gab immer einen Weg, die Dinge zu regeln. Darin war sie unschlagbar.

Zunächst würde sie sich wieder einmal der Aufgabe des Mutterseins stellen und ein Brot mit Erdbeermarmelade aus dem eigenen Garten für Dolfi schmieren.

Ein stechendes Brennen zwischen den Beinen signalisierte ihr eine aufziehende Blasenentzündung. Sie hätte einfach nach dem Sex sofort aufstehen und pinkeln gehen sollen, auch wenn das unromantisch war. Aber sie hatte unbedingt in Max' Armen liegen bleiben wollen. Das hatte sie jetzt davon.